Säugling mit Universitätsbildung.

Von Leonhard Adelt.

In jenen sagenhaften Vorkriegszeiten, in denen man auf dem Gänsemarkt zu Hamburg die schönsten alten Schweinslederbände um einen Groschen erstand, fiel mir dort ein broschiertes Büchlein in die Hände, das aufzuschneiden in anderthalb Jahrhunderten niemand der Mühe für wert erachtet hatte. Der Umschlag trug keinerlei Aufdruck, der auf den Inhalt schließen ließ; ich erlegte dennoch meinen Groschen, auf das Risiko, mit einer theologisch-dogmatischen Abhandlung oder einem Lehrbuch der Algebra aufzusitzen — und sah meinen Wagemut überraschend belohnt. Das Buch enthielt „Leben, Taten, Reisen und Tod eines sehr klugen und sehr artigen vierjährigen Kindes Christian Heinrich Heinekens aus Lübeck, beschrieben von seinem Lehrer Christian von Schöneich". Und da sich am 27. Juni der Todestag des sehr klugen und sehr artigen Kindes zum 200. Male jährt, so will ich sein Gedächtnis der Vergessenheit entreißen.

Man wende mir nicht ein, daß es denn doch zu weit führen würde, die Sitte oder Unsitte der Jubiläumsartikel auch auf jungverstorbene und längst vergessene Kinder auszudehnen. Unbesorgt — der Fall wird sich nicht wiederholen. Denn Christian Henrich Heineken ist der einzige Säugling mit Hochschulbildung. Sein Lebensflämmchen leuchtete der Welt nur vier Jahre, und während sein hinfälliger kleiner Leib nie von der Muttermilch der Amme losgekommen ist, nahm sein Geist umgekehrt einen so rapiden Aufschwung, daß dieser merkwürdige Säugling den gelehrtesten Männern seiner Zeit an Wissen kaum nachstand und an Gedächtnis unvergleichlich überlegen war.

Christian v. Schöneich, der Lehrer oder richtiger wohl: Abrichter des wunderbaren Kindes, hat dessen Lebenslauf so schwulstig wie gewissenhaft beschrieben; aus den mehr als dreihundert Seiten seines „Büchelgens" schält sich dieser Tatsachenkern: Christian Henrich Heineken wurde am 6. Februar 1921 als Sohn des Malers Paul Heineken und seiner Ehefrau, einer Oesterreicherin, zu Lübeck geboren. Da die Mutter das Kind nicht selber stillen konnte, so wurde eine schwedische Soldatenfrau, Sophie Hildebrandt aus Karlskrona, als Amme aufgenommen; in dieser Amme Armen ist das Kind zeitlebens verblieben. Bis zu seinem elften Monate unterschied sich Christian in nichts von anderen kleinen Kindern. Eines Tages aber lernte er die Figuren des Kachelofens (Katze, Schaf, Turm, Berg) unterscheiden und schon am nächsten Tage ihre Namen nachsprechen, indem er dem Vorsprecher aufmerksam auf die Lippen sah und Silbe für Silbe nachbildete. Dadurch auf die ungewöhnliche Begabung ihres Kindes aufmerksam geworden, gaben ihm die Eltern in Herrn v. Schöneich einen Lehrer, der ihm alsbald „die vornehmsten Historien in den fünf Büchern Mose und die verfifizierte Schöpfungsgeschichte eintrichterte. Mit dreizehn Monaten konnte der Säugling die übrigen Geschichten des Alten, mit vierzehn die des Neuen Testaments aus dem Gedächtnis hersagen. Ein Jahr lang betrieb er dann Weltgeschichte, Geographie und Latein, lag in seinem dritten Jahr monatelang auf den Tod darnieder, erholte sich aber zu aller Staunen wieder und nahm sofort seine unterbrochenen Studien wieder auf.

Hatte er bis dahin sozusagen das Gymnasium besucht und den Unterricht mit einer Reifeprüfung vor dem Lübecker Rektor abgeschlossen, so bezog er nunmehr, zweieinhalb Jahre alt, seine eigene Universität, wiederum leibhaftig dargestellt durch jene wackere Alma mater aus Karlskrona, an deren Brüsten er die Milch der Weisheit sog. Der Lehrkörper der Hochschule, bestehend aus Herrn v. Schöneich, las für ihn in allen vier Fakultäten: Im Jus dänisches Staatsrecht, in der Theologie Religionsgeschichte und Dogmatik, in der Medizin Anatomie, in der philosophischen Fakultät Naturgeschichte und Sprachen. Wie ungeheuer des Knäbleins Gedächtnisleistung war, geht daraus hervor, daß er außer tausenden von lateinischen Sprüchen und hunderten von Kirchenliedern sämtliche zeitgenössische Mitglieder sämtlicher europäischen Dynastien, alle Ereignisse und Daten der Weltgeschichte aller Zeiten und Völker, die unzähligen geographischen Namen und Angaben der General- und Spezialkarten aller Länder, alle lateinischen Benennungen aus Botanik, Zoologie und Chemie und unendlich viele andere noch im Kopfe hatte. Diesem Turmbau der Gelehrsamkeit fehlte freilich jedes normale Fundament: lesen und rechnen lernte der sonderbare Säugling erst jetzt und schreiben nur in seinen letzten Lebenswochen, weil seine Finger zu schwach zur Griffelführung waren.

Der Ruf des Wunderkindes hatte sich inzwischen verbreitet, viele Fremde kamen, es anzustaunen, und König Friedrich IV. empfing es in Audienz. Im Seesturm auf dem Schiff gab es Proben seiner Seelengröße, indem es den angstverstörten Fahrgästen Mut einsprach und mit seiner hellen Stimme ein Kirchenlied anstimmte, in das alles einfiel. Bei Hofe sprach es mit den Majestäten französisch, mit den Gelehrten, die es prüften, lateinisch, und zwischendurch verlangte es von seiner Amme auf Plattdeutsch die Brust. Es war das artigste Kind von der Welt, das, wenn es nicht lernte und gelehrte Diskurse führte, still und krank auf seiner Amme Schoß saß oder mit seinen Singvögeln und Bleisoldaten spielte, ohne Wünsche und Leidenschaften, ohne Furcht und Haß. Die Milch seiner Amme und später auch wohl einmal etwas Tee und in Milch geweichte Semmel war seinem leiblichen Bedürfnis genug; alles andere auf der Welt war ihm nichts als Gegenstand verstandesmäßiger Betrachtung — das fremde Leben wie das eigene Sterben, dem er nachdenklich entgegensah und dessen letzte Qual er fromm erlitt. Als Christian Henrich, vier Jahre, vier Monate und 21 Tage alt, nach langem schweren Kranksein am 27. Juni 1725 verlöschte, war er kaum nach Leib.

Zweifellos hat das System des Eintrichters, das Herr v. Schöneich nach den pädagogischen Grundsätzen der Zeit betrieb, durch anormale Hochzüchtung der geistigen Fähigkeiten den unaufhaltsamen körperlichen Verfall des Wundersäuglings beschleunigt. Denn über die Summe seiner geistigen und körperlichen Kräfte kommt kein Individuum hinaus; einer Hypertrophie des einen Teiles vollzieht sich zwangsläufig auf Kosten des andern. Die Naturgeschichte kennt Fälle von Riesenknaben, die mit sechs Jahren ausgewachsen und mannbar — geistig aber ausnahmslos Kretins waren. Umgekehrt findet rapide geistige Entwicklung nur dann nicht ihren Ausgleich durch leibliche Verkümmerung, wenn der junge Geist den Stempel des Genies trägt, wobei die angeborenen Fähigkeiten des Gesichts und Gehörs den Betätigungen des bewußten Intellekts vorausgehen. Manches zweijährige Kind gibt gesehene Gegenstände treffsicher wieder, ohne daß seine Zeichenkunst anders als die Knochenzeichnungen des Urzeitmenschen und des Negers zu bewerten wäre und auf einen künftigen Künstler hinzuweisen braucht. Musiker — von Haydn und Mozart bis Korngold und Beecham — haben von ihrem fünften Lebensjahr an komponiert; kurz vor Kriegsausbruch dirigierte der achtjährige Ferrera das Petersburger Symphonische Orchester. Auf eine Anomalie des Hirns deutet die rätselhaft augenblickliche Bewältigung abstrakter Zahlenkombinationen, die schon manchen Lehrer bei einem sonst unintelligenten oder gar idiotischen Schüler verblüfft hat und die einzelne moderne Tierpsychologen auch ihren Wunderpferden und Wunderhunden unterschieben. In unseren Tagen haben der Schachspieler Reszewski mit sechs und der Bochoner Mathematiker Sidis mit elf Jahren Aufsehen erregt. Zur selben Zeit hielt an der Akademie der Wissenschaften zu Chicago der siebenjährige Bakteriologe Turk an der Hand eigener Bazillenpräparate seinen ersten Vortrag, predigte der neunjährige Fogarino nach dem Beispiel des zwölfjährigen Jesus in Neuharker Kirchen. Pico di Miraudola, Melanchthon, Grotius, J. St. Mill und der vor ein paar Jahren verstorbene italienische Finanzminister Majorana haben bald nach ihrem zehnten Lebensjahre die Universität bezogen.

Der Säugling Christian Henrich Heineken, der sie alle weit in den Schatten stellt, trägt dennoch nicht den Weihestempel des Genies. Er ist, wenn überhaupt einer dieser Kategorien, so noch am ehesten der der Zahlenkünstler zuzurechnen; seine Fähigkeit war Gedächtnis und Assoziation. In dieser Tätigkeit, blitzschnell Zusammenhänge und Vergleiche herauszufinden und logische Schlüsse daraus zu ziehen, bewährt sich freilich eine hohe und außerordentliche Intelligenz, die den Säugling seiner erwachsenen Umgebung geistig weit überlegen machte. Und wer in Schöneichs Erinnerungen die Aussprüche des Kindes nachliest, kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß es sich dieser Ueberlegenheit manchmal mit einem melancholischen Humor bewußt war, ja, daß es dunkel die groteske Tragik seines angestaunten Daseins spürte: Verstand und Wissen eines Gelehrten in einem Säuglingskörper eingeschlossen.

Grönländisches Volksmund.

Der dänische Grönlandforscher Knud Rasmussen hat bei Gyldendall in Kopenhagen einen neuen Band Sagen, Mythen, Sprichwörter und Volksmundäußerungen von Grönland erscheinen lassen. Von den Sprichwörtern und Lebensregeln seien folgende erwähnt:

Man darf zarte Kinder sich nie in einem See spiegeln lassen, denn lächelt das Spiegelbild, so wird das Kind sterben.

Der, welcher Bärenfleisch ißt und das Stück, von dem er ißt, auf die Diele fallen läßt, darf es nicht einfach aufheben, sondern um die Beine herum unter den gebogenen Knien. Sonst wird er selbst von einem Bären gefressen werden.

Männer, die das Fleisch von dem Schwanzwirbel eines Seehundes essen, kentern leicht im Kajak.

Jeder Jäger muß eine vorher bestimmte Anzahl von Seehunden töten, bevor er selbst stirbt. Geschieht es, daß er bei seinem Fang allzu glücklich ist, so sagt man, daß sein „Fangtier ausläuft", und daß er bald sterben muß.

Kinder, die den Namen Verstorbener erhalten sollen, müssen bestimmte Teile eines Seehundes essen, indem Rücksicht darauf genommen wird, nach wem sie benannt werden.

Wer den Namen seines Vaters erhalten soll, muß entweder das Schulterblatt oder das Oberarmstück essen. Wer nach seiner Mutter benannt wird, muß Fleisch aus dem Hüftenstück verzehren.

Wer sein abgeschnittenes Haar auf einem Müllhaufen wirft, wird sich eine Krankheit im Gehirn zuziehen, denn indem die Vögel mit den Haarresten fortfliegen, wird die Kraft des Mannes zersplittert.

Wenn man abends draußen flötet, kehren die Toten sich um und sehen auf einen.

Die welche zu faul sind, um Wasser zu holen, finden in der Regel eine leere Wassertonne, wenn sie selbst durstig sind.

Lustige Ecke.

Chirurgie.

Ein Schlosser ist an seiner Arbeitsstätte durch einen Eisensplitter verletzt worden. Er wird ins Krankenhaus transportiert. Die Aerzte untersuchen gleich die Wunde. Dann wird der Schlosser auch noch geröntgt. Nach langem Suchen ruft der untersuchende Arzt aus:

„Merkwürdig, der Splitter ist nicht zu finden."

Da meint der Verletzte gelassen:

„Sie suchen den Splitter? Das hätten Sie doch gleich sagen können. Den hab ich in der Hosentasche." (Jugend.)

In der Protestversammlung.

„Lassen Sie sich nicht von den verlockenden Prospekten der Feuerbestattungsvereine betören, meine Herrschaften! Wenn diejenigen noch reden könnten, die sich verbrennen ließen, sie würden ausnahmslos sagen: Einmal und nicht wieder." (Fliegende Blätter.)

Das ländliche Gasthaus.

„Aber hören Sie mal. Der Bettbezug ist alles andere als sauber."

„Das ist wohl richtig. Aber in der Nacht sieht man es doch nicht."

Vorteilhafter Kauf.

Herrn Neureich zeigt seinen Freunden seine Wohnung. Vor einem Bilde bleiben sie lange stehen.

„Das sieht ja aus wie ein Rembrandt", sagt ein Besucher überrascht.

„Echt?" fragt der Gast zweifelnd.

„Drei Jahre Garantie!" berichtet Herr Neureich stolz. (IIIl.)

„Ich glaube, Römer kommt schon, da will ich nur schnell den Musikwinkel zurecht machen." —

Sie hatten viel musiziert. Es war nach dem Abendbrot. Lies war zu ihrem Kinde gegangen. Knut kramte in seinem Schreibtisch. Da waren Römer und Ellen eine Weile allein geblieben im Salon. Er machte sich mit seinem Cello zu schaffen.

„Also Sie reisen diese Woche bestimmt noch ab?"

Ellen nickte: „Ja, übermorgen."

Er sah verloren in die matte Flamme der großen Stehlampe.

„Und wann kommen Sie wieder?"

„Das weiß ich wirklich noch nicht."

Er hieb mit seinem Bogen durch die Luft, daß es pfiff und ging ans Fenster. Dann sagte er halblaut, wie in Gedanken. „Ich kann das eine Bild aus der Ausstellung heute nicht vergessen. Wissen Sie, das vom Glück?"

Sie nickte.

„Ja, wo der Mann auf dem Sterbebett liegt und das Glück zu ihm kommt. Aber nun nützt es ihm nichts mehr, denn es ist zu spät."

Jetzt hob sie den gesenkten Kopf und sah ihn an, voll und froh.

„Warum so traurig, Herr Römer? Das kenne ich ja gar nicht von Ihnen."

Da kam er auf sie zu, — langsam — sehr ernst —, bis er dicht vor ihr stand.

„Warum ich so traurig bin? Abschiednehmen ist immer meine schwächste Seite gewesen. Und nun gar der Abschied von Ihnen."

Sie sah ihn an, die Augen voll leuchtender Sonne.

„Wenn Menschen auseinandergehen, dann sagen sie: auf Wiedersehn!"

Da nahm er ihre beiden Hände und zog sie an seine Lippen — heiß — wortlos.

Von nebenan kamen Schritte. Da gab er ihre Hände frei. Auf der Schwelle stand Knut.

„So, was wollen wir noch spielen zum Schluß? Ich wollte Beethoven, aber meine kleine Frau will ein Volkslied."

Lies war hinter ihrem Mann ins Zimmer getreten. Sie schmiegte sich an ihn.

„Ja, bitte, ein Volkslied, — ein bekanntes! Das höre ich am allerliebsten."

Gedankenverloren stimmte Ellen ihre Geige. Dann ging sie in die Melodie über:

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom liebsten, das man hat
Muß scheiden.

Weich fielen Klavier und Cello mit ein.

Es wird gar kurze Zeit nur sein,
Dann läßt sie dich sogar allein. —

Im tiefen Klubsessel saß Lies und schloß die Augen. Sie liebte das Lied so über alles. Nur so traurig war es — so traurig.

Aber jauchzend klang dann der letzte Vers durchs Zimmer und unwillkürlich sangen sie ihn alle mit:

Doch mußt du mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn!
Wenn Menschen auseinandergehn,
Dann sagen sie auf Wiedersehn!
Auf Wiedersehn! —

15. Kapitel.

Ellen und Lies saßen am anderen Morgen gerade beim Frühstück, als ein Billett an Lies abgegeben wurde.

„Ich bitte dich, sogleich zu mir zu kommen, Gisela."

Lies schüttelte erstaunt den Kopf.

„Was mag das nur bedeuten? Hoffentlich ist nichts passiert. Das sieht Gisela eigentlich gar nicht ähnlich."

Dann zog sie sich an und ging zur Schwägerin.

Als sie oben bei Dr. Rainer klingelte, machte ihr das Mädchen auf, freundlich wie immer.

„Wo ist die gnädige Frau? Es ist doch nichts geschehen?"

„I, wo wird denn was passiert sein. Die Gnädige ist drinnen beim Frühstück."

Erleichtert atmete Lies auf. Von Stube zu Stube ging sie, ohne Gisela zu finden.

Endlich, auf dem Balkon, mitten im Schnee, wo der Wind um die Hausecken fuhr, stand Gisela im leichten, duftigen Morgenrock, ohne Tuch, ohne Mantel.

Lies riß die Tür zum Balkon auf.

„Gisela, bist du toll? Du willst dir wohl den Tod holen?"

Gisela drehte sich nicht um. Mit starren Augen sah sie hinab in den Garten und sagte langsam — tonlos:

„Den Tod holen? Den brauchen wir uns nicht erst zu holen, der kommt schon von ganz allein."

„Gisela!" Lies rüttelte sie am Arm — „komm doch hinein; was soll das? Du wolltest mir doch etwas sagen?"

Gisela drehte sich langsam um. Mit großen, leeren Augen sah sie auf die erschrockene Lies. Dann fuhr sie ihr weich mit der Hand über die Wange.

„Kleine Lies, sieh nicht so ängstlich aus. Einmal muß das Ende ja doch kommen — so oder so."

Lies legte den Arm um sie und führte sie herein ins warme Zimmer. Dann schloß sie die Balkontür.

(Fortsetzung folgt.)